

Gottlieb Twerdy

Gewinn = Verlust

Die Arbeit der Natur und des Menschen

© 2020 Gottlieb Twerdy

Autor: Gottlieb Twerdy
Umschlaggestaltung, Illustration: Gottlieb Twerdy
Lektorat, Korrektorat: Gottlieb Twerdy

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH

ISBN: 978-3-99110-990-7 (Paperback)
978-3-99110-991-4 (Hardcover)
978-3-99110-992-1 (e-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis (Übersicht)

Einleitung.....	7
Geist und Materie.....	14
Gewinn für die Menschheit = Verlust für die Natur.....	63
Die menschliche Arbeit.....	63
Das Leben.....	141
Das Schöpfen der Materie.....	154
Das Schöpfen des Geistes.....	163
Gewinn für die Natur = Verlust für die Menschheit.....	228
Gewinn für die Natur → Verzicht auf Menschheit.....	232
Gewinn an Geist = Verlust an Materie.....	234
Gewinn an Materie = Verlust an Geist	237
Gewinn an Geist → Verzicht auf Materie	238
Gewinn für Gewinner = Verlust für Verlierer.....	243
Gewinn für Verlierer = Verlust für Gewinner.....	245
Gewinn an Realisierung = Verlust an Sinn.....	247
Gewinn an Sinn → Verzicht auf Realisierung.....	263
Die Krise des Humanismus.....	270
Der Verlust der Kontrolle.....	272
Ideologie und Praxis.....	276
Die Gesellschaftsform.....	284
Gewinn für Verlierer → Verzicht auf Gewinner.....	297
Inhaltsverzeichnis (detailliert).....	337
Stichwortverzeichnis.....	341
Bisherige Schriften zur Naturphilosophie:.....	355

Einleitung

Der Gewinn einer Seite ist notwendig der Verlust der anderen Seite. Ohne Verlust gibt es keinen Gewinn. Was auf einer Seite genommen oder gewonnen wird, das wird auf der anderen Seite gegeben oder verloren. Der Verlust ist jeweils gleich groß wie der Gewinn, ganz gleich, *was* dabei die Seiten wechselt. Wir setzen voraus, dass *etwas* die Seiten wechselt.

Wir glauben hingegen keineswegs, dass Gewinn gleich Verlust ist. Beide sind doch Gegensätze, so antagonistisch wie Plus und Minus! Plus und Minus können nicht gleich sein. Wer „Plus = Minus“ behauptet, ist wohl nicht bei Verstand. Wie können Gewinn und Verlust gleich sein, dasselbe sein, dieselbe Sache, derselbe Gegenstand?

Des Einen Plus oder Zugang ist des Anderen Minus oder Abgang. „Plus = Minus“ ist eine Gleichung, die nicht Gleichheit, sondern den Vorgang des Austausches von Inhalt beschreibt. Der Vorgang setzt beide Seiten voraus und ihre gegenseitige Interaktion. Weder ist Plus ein Objekt, noch Minus. Beide gelten nur in ihrem Verhältnis zueinander.

Die Sache wechselt vom Verlierer zum Gewinner. Wir denken eigentlich nicht an die Sache, welche gleich, als dieselbe vorhanden bleibt, sondern vielmehr an ihren Besitz. Er wird auf einer Seite gewonnen und auf der anderen verloren. Der Besitz ist das Recht auf die Nutzung der Sache.

Wer den Boden besitzt, kann ihn nutzen, nicht nur zum Sitzen. Wer den Besitz verliert, muss Haus und Grund, muss den Boden verlassen. Der Boden bleibt, seine Nutzer wechseln. Das Nutzungsrecht wird gewonnen und verloren, ist Plus und Minus zugleich, bleibt also dasselbe Recht.

Ohne Besitz ist eine jede Sache belanglos. Eine besitzlose Sache setzen wir voraus, sie ist eine allgemeine Gegebenheit, allen gegeben, uns gegeben, denken wir. Wo wir keinen Besitzwechsel erwarten, leugnen wir Gewinn und Verlust zugleich. Wir denken *ökonomisch* und glauben, damit das Auslangen zu finden. Wir verhandeln alle Dinge so, als wären sie unser Handelsgegenstand.

Womit treiben wir allerdings Handel, wenn unser „Handelspartner“ die Natur ist oder sein soll? Sind wir etwa Kaufleute der Natur? Können wir mit ihr feilschen?

Je weniger Eis bleibt, desto mehr Wasser zirkuliert, umso höher steigt der Meeresspiegel. Beide Seiten der Gleichung bedingen einander, weil die Summe konstant ist, hier die Anzahl der irdischen Moleküle. Kann der Planet nicht vergrößert werden, so greifen wir lediglich in die Verteilung der „Gegebenheiten“ ein. Das *uns* „Gegebene“ hat uns allerdings niemand gegeben, sondern das nehmen wir uns heraus.

Wir schöpfen aus der Natur und überlassen ihr zum Dank unseren Abfall. Wir setzen voraus, dass die Natur damit zurecht kommt, mit uns zurecht kommt. Was aber, wenn das nicht der Fall ist?

Mit der Natur können wir keinen Handel treiben, auch nicht verhandeln. Die Natur ist unsere *Arbeitsgrundlage*, die wir nicht ausweiten können. Die Ökologie setzt der Ökonomie Schranken, deren „Überwindung“ zwar möglich ist, aber schlicht das Leben kostet.

Das Dogma des „unverzichtbaren Wachstums“ ist eine ideologische Seifenblase von entsprechender Haltbarkeit. Eine Ökonomie, die immer wachsen muss, führt zum Tod. Wenn wir glauben, dass wir immer gewinnen können, verlieren wir alles. Denn Gewinn und Verlust sind nicht nur gleich groß, sondern auch dieselbe Sache. Die gewonnene Sache ist zugleich die verlorene. Die Gleichheit von Gewinn und Verlust gilt materiell, unentrinnbar für geschlossene Systeme des Austausches von Inhalt, global für den Himmelskörper.

Sobald die Arbeit alle *erreichbaren* Arbeitsgrundlagen der Erde antastet, schließt sich der Kreis der „*Globalisierung*“ in der Tat, und zwar unwiderruflich. Wird als technologischer „Ausweg“ vielleicht der Mond als Rohstoff- oder Energiequelle angezapft, so ergibt sich daraus ein Zuwachs der Erde, dessen Folgen niemand abschätzen kann. Ändert sich die Bahn des Mondes, so ändern sich die Gezeiten und die Neigung der Erdachse. Wir greifen in ein System ein, das wir nicht verstehen. Erreicht unsere Arbeit eines Tages womöglich die Sonne, so steht uns eine „*Solarisierung*“ bevor, was immer das bedeuten mag. Zapfen wir eine falsche Quelle an, so wird sie uns auslöschen.

Nicht jeden „Gewinn“ können wir verkraften, nämlich dann, wenn ihm ein Verlust unserer Arbeitsfähigkeit entspricht. Glauben wir an unsere Arbeit, insbesondere an unsere Technik, so glauben wir, dass wir fast alles rechtzeitig machen können. Wir glauben an unsere zureichende Macht.

Warum? Was berechtigt uns dazu?

Wir konsumieren die Erdoberfläche und die Atmosphäre ungezügelt, aber nicht ungestraft. Erhöht uns die Natur nicht länger, so stirbt unser Glaube an uns – mit uns. Wir können nicht ohne Ende aus der Natur schöpfen. Wir hören mit dem Schöpfen aus der Natur zugleich auf.

Entnehmen wir zuviel Arten, zu viel Leben, so verhungern wir. Was wir züchten, unseren Zwecken unterwerfen, kann sich selbst nicht erhalten, ist krank, kann sich weder ernähren noch wieder gesund werden. Ganz Analoges geschieht mit uns selbst. Wir verstehen unsere Abhängigkeit nicht, jede Störung zeitigt eine Katastrophe. Das irdische Leben ist ein geschlossenes Netz von Genomen, eine Arbeitsgemeinschaft, eine Kooperative von Zellen. Wir sägen an dem Ast, auf dem wir sitzen, den wir entlauben und verseuchen.

Wir billigen der Natur Reservate zu. Ohne „Naturreserve“ bleibt keine Möglichkeit der Selbstheilung. Es geht aber nicht um *unsere* Erholung, sondern um die unserer Beute. Wo können sich die Arten regenerieren? Wo sind sie vor dem Menschen sicher? Wo kann sich das Netz der Genome selbst heilen? Wieviel „geschützte Natur“ wird uns überleben, bevor wir an ihren Schäden zugrunde gehen?

Mit der globalen Verteilung der Arbeit werden auch die Probleme der Arbeit verteilt, etwa ihre sozialen und kulturellen Auswirkungen, ebenso ihre biologischen und medizinischen Folgen, nämlich die Seuchen und Krankheiten. Wir halten nicht Schritt mit den Folgen, werden überrascht, von Katastrophen „heimgesucht“. Der Globus gilt uns lediglich als „Heimat“, auf keine andere Weise. Die Erde ist aber nicht für uns gemacht, sondern wir für die Erde. Wenn wir nicht mitwirken, nicht mitarbeiten am irdischen Leben, geht es ohne uns weiter.

Wir lavieren hilflos zwischen Wirtschaftswachstum, Klimawandel und Pandemie, machen entweder nicht oder unverändert weiter. Wir tun so, also würden die Küsten nicht im Meer versinken, als ob das Leben nicht in Gefahr wäre. Die Reichweite unserer Arbeit überholt unsere Einfalt und Ignoranz. Das sehen wir, sofern wir denn hinschauen, können uns aber eine Änderung der Arbeitsweise nicht vorstellen. Die Natur fordert von uns eine Systemänderung, aber wir verweigern diese. Wir werden zu Opfern unserer Angst und unseres Starrsinns.

Wir vernichten regionale Wirtschaftssysteme und streiten über logisch einsetzende „Flüchtlingsströme“. Wir verfrachten nicht nur Arbeitskräfte und Waren über die Meere, sondern auch Pflanzen, Tiere und Mikroben. Was halten wir von „Lebensräumen“, die wir zerstören? Warum glauben wir weiterhin an unsere Arbeit?

Angesichts einer ersten Pandemie bezweifeln wir unseren Glauben. Wir sind bereit, die gesellschaftlichen Schranken unserer Arbeit abzutasten, unsere Arbeit anzupassen. Aber können wir das auch? Wir wollen wenigstens zu den Gewinnern zählen, die Verlierer waren eben zu schwach und verdienen kein besseres Schicksal? Wo haben wir so selbstherrliche Erfahrungen gemacht? Gibt es denn Gewinner?

Wenn Gewinn und Verlust global dasselbe sind, dann sind die Gewinner zugleich die Verlierer. Beides sind wir. Die Spaltung der Gesellschaft ist kein Ausweg für die Gesellschaft, auch nicht für eine halbierte.

Der Tauschakt

Im Tauschakt des Handels wird die Gleichheit von Verlust und Gewinn verdeckt, weil *zweifach* getauscht wird. Im Tausch nimmt *und* gibt jede Seite. Jede Seite gewinnt *und* verliert. Jede Seite blickt jedoch nur auf ihr Objekt, auf ihren Gewinn, glaubt an ihren Vorteil, besitzt aber nach dem Tausch nicht mehr als vorher. Es gibt keinen Vorteil ohne Nachteil, ganz gleich, wie geteilt und getauscht wird. Die Summe bleibt konstant, die Differenz bleibt Null.

Das Geld oder Tauschmittel wechselt nur einmal die Seite oder den Eigentümer, es wird aber sowohl gegeben *als auch* genommen. Im Gegenzug wird die Ware verkauft *und* gekauft, gegeben *und* genommen. Was getauscht wird, das wird *sowohl* gewonnen *als auch* verloren.

Im Tausch wird *nichts* vermehrt oder vermindert, gibt es also weder Gewinn noch Verlust. Alle Ökonomie, die dem Tausch einen Wertzuwachs abverlangt, einen Gewinn *andichtet*, ist falsch. Die Marktwirtschaft kann keinen Gewinn erzielen. Die „Kräfte des Marktes“ sind keine, sind ökonomisch wirkungslos.

Das Getauschte erfüllt nur deshalb *zwei* unterschiedliche Funktionen, weil der *Besitz* übertragen wird, die *Verfügungsmacht* wechselt. Beide Seiten gewinnen das, was sie haben wollen, und verzichten auf das, was sie

geben. Anders kommt ein Tausch nicht zustande. Der Tausch ist lediglich ein Wechsel der Verfügungsmacht. Die getauschten Objekte selbst bleiben unverändert erhalten, sie wechseln nur die Seiten.

Wenn alle Gewässer verkauft werden, bleiben sie, wo sie sind. Nur ihre Nutzung wird geregelt. Die Verfügung über das Wasser unterliegt fortan einem Rechtsanspruch auf Entgelt, auf Bezahlung. Am Wasser hat sich nichts geändert, nur in der Gesellschaft ist etwas passiert. Für den Globus ist es gleichgültig, wer wo wann worüber verfügt oder verfügen darf. Der Erde ist Besitz egal, der Gesellschaft nicht. Nur letztere ändert sich mit den Besitzverhältnissen, das ist, mit der Verteilung der Verfügungsrechte, der Nutzungsrechte.

Glauben wir an unseren Besitz des Planeten, so werden wir nach Kräften über ihn verfügen, bis dieses Vorhaben an unseren Kräften scheitert. Finden wir zuviel Wasser vor der Haustüre oder bereits im Haus, so wollen wir dieses Wasser bestimmt nicht besitzen, tun es aber trotzdem. Spätestens da müssen wir einsehen, dass unsere Verfügungsmacht gescheitert ist. Wir haben uns etwas eingehandelt, was wir gar nicht haben wollten. Unsere Arbeit war falsch.

Die Tauschwirtschaft glaubt unbeirrbar an den Wechsel der Verfügungsmacht, weil sie immer nur die Tauschpartner betrachtet, hingegen das gemeinsame Umfeld übersieht, die realen Grundlagen. Die Verfügung zu regeln genügt nur, solange das Verfügbare als gegeben vorausgesetzt wird. Gibt es kein Wasser mehr, so ist sein Besitz gegenstandslos. Zudem wird die Verfügung als erstrebenswert vorausgesetzt. Steht das Wasser bis zum Dach, ist sein Besitz überflüssig und störend.

Die Jünger der vermeinten Marktkräfte glauben, dass der Tausch immer von Vorteil ist, denn sonst unterbliebe er. Da ist der Wunsch der Vater des Gedanken. Den eigenen Vorteil zu suchen ist nicht dasselbe, wie ihn zu finden. Der Fund geschieht im Tauschakt. Vom gleich großen Nachteil wird abgesehen, der beim Tausch notwendig realisiert wird.

Der Austausch

Wird das Wild durch Kühe und Schafe ersetzt, das Gras durch Getreide, der Wald durch Acker, so wird die Evolution durch Zucht ersetzt. Die Regeln des Lebens werden *vermeintlich* in Besitz genommen und zum eigenen Vorteil ausgewechselt. Die Zwecke des sesshaften Menschen verdrängen die Zwecke des sonstigen Lebens, der anderen Arten.

Aus Jägern und Sammlern werden Bauern, die ihre Umwelt eigensinnig umgestalten, zum eigenen Vorteil. Von den Nachteilen für die Umgebung wird abgesehen. Dieser Sinn ist allerdings einseitig und damit zu eng. Die Dominanz des Menschen setzt ein und verankert sich mittels Sprache und Schrift im Bewusstsein. Der Mensch gibt den Ton an, und das Wort. Die Idee der Herrschaft taucht auf, dem Leben werden Hierarchien zugemutet. Nunmehr gibt es Hirten und Schafe.

Die Hüter erklären den Gehüteten, dass sie von einer obersten Instanz behütet werden. Wer nicht hören will, muss fühlen. Das Kommando schätzt sich als unverzichtbar ein, es erhebt sich in den Himmel, wird zum Gebieter. Das Reale wird zurück gedrängt, durch das Ideelle ersetzt, durch das Gebot gefügig gemacht. Der Wille entscheidet über das Leben.

Der Gewinn an Macht im Zentrum zeitigt den Verlust an Selbständigkeit in der Peripherie. Die methodische Bevormundung beginnt, der Mensch wird Untertan des Menschen. Der Gewinn an Dominanz ist der Verlust der Freiheit.

Seither werden beharrlich die biologischen Arten dezimiert und ausgetauscht. Das betrifft auch unbemerkt deren Parasiten, Siedler oder Organellen. Es sind die Einzeller, die Mikroben, die einst, vor jeder Photosynthese, die jetzige Atmosphäre schufen. Keine Zelle ist ohne sie lebensfähig. Jede Zelle ist ein Haushalt, eine Arbeitseinheit von Mikroben. Hier dominiert der Mensch ohne sein Wissen, fuhrwerkelt als absoluter Ignorant.

Sind die Einzeller registriert und zugelassen? Welche Mikroben gehen unter, welche entstehen neu? Das globale Leben wird unterschwellig, aber an seiner Basis beharrlich umgestaltet. Während der Mensch seiner „gottgewollten“ Einfalt folgt, zu herrschen glaubt, arbeitet die Natur ihrerseits weiter an ihrem Bestand.

Was sind die Folgen?

Die menschliche Arbeit ändert einerseits das Verhältnis zum Lebensraum, zur „Natur“ im landläufigen Sinne, und ändert andererseits das Verhältnis der Menschen zueinander, die Gesellschaft.

Wir fragen hier nach den realen *Verlusten* an Natur und Gesellschaft, die uns unsere Arbeit zufügt, obwohl wir nur unsere Gewinne sehen wollen. Wir müssen beide Seiten betrachten, um urteilen zu können.

Wenn Gewinn und Verlust einander immer entsprechen, dann bedeutet ein Gewinn für die Menschen zugleich einen Verlust für die Natur. Umgekehrt gilt, ein Gewinn für die Natur ist ein Verlust für die Menschheit. Dieser inhumane Gegensatz überrascht uns, ist jedoch logisch zuzugeben.

Was bedeutet er?

Weiters bedeutet ein Gewinn für Teile der Menschheit notwendig einen Verlust für ihre anderen Teile. Das daraus resultierende soziale Drama kennen wir. Die Gesellschaft wird gespalten in Gewinner und Verlierer. Diese Spaltung bestimmt den Verlauf der Geschichte. Wir fragen, welches Ergebnis uns bevorsteht. Wie endet das Drama?

Für die erste *Analyse* ergeben sich folgende vier Kapitel:

Gewinn für die Menschheit = Verlust für die Natur
Gewinn für die Natur = Verlust für die Menschheit
Gewinn für Gewinner = Verlust für Verlierer
Gewinn für Verlierer = Verlust für Gewinner

Wenn Gewinn und Verlust einander bedingen, so müssen wir darüber hinaus gelangen, die Gegenseite lediglich in Kauf zu nehmen. Vielmehr müssen wir erlernen, wie beide Seiten zugleich richtig einzusetzen und anzuwenden sind. Wir müssen beiden Seiten gerecht werden, ihr richtiges Verhältnis finden.

Für die erste *Synthese* ergeben sich folgende vier Kapitel:

Gewinn für Verlierer → Verzicht auf Gewinner
Gewinn für die Natur → Verzicht auf Menschheit

Der Pfeil steht *final* logisch für „das verlangt, bedeutet, erfordert, führt zu“. Der Pfeil bezeichnet somit einen Imperativ, ein Gebot der Vernunft, oder auch, ein bewusstes Ziel der Arbeit, das Sinn machen soll. Der Pfeil sagt „mach es so, dass es gelingt“.

Stimmt die Richtung, so ist der Weg das Ziel, denn eine richtig ausge-richtete Arbeit hört nie auf, kein Schritt kann und soll der letzte sein. Sol-len wir etwa den sonderbaren Weg gehen, auf uns selbst zu verzichten? Will die Natur ihre ungestörte Ruhe zurück gewinnen?

Geist und Materie

Bislang haben wir vorausgesetzt, dass Natur und Menschheit einen Ge-gensatz bilden. Nun wollen wir zugeben, dass wir Menschen lediglich ein Teil der Natur sind. Wir bilden als ein dominanter Teil der Natur einen Gegensatz zu den angeblich dominierten Teilen. Wir fragen, welche Teile der Natur sich unsere Dominanz gefallen lassen, ob sie in der Tat Verlierer und wir Gewinner sein können.

Das führt uns zu der Frage, welche Teile der Natur gibt es überhaupt?

Teilen wir die *ganze* Natur, so ergeben sich zwei *umfassende* Teile, nämlich Geist und Materie. Die gesamte Materie ergibt sich als die Natur ohne Geist, als die *geistlose* Natur. Umgekehrt muss der Geist die Natur ohne Materie sein, die substanzlose, *immaterielle* Natur.

Solche Gewalt tun wir der Natur an, sofern wir das denn können. Das merkwürdige Ergebnis beruht auf unserer großzügigen Teilung. Es ist da-von abhängig, wie umfassend wir die Natur entzweien können. Wie weit können wir ausholen?

Die Sache des Descartes

DESCARTES spricht von „res extensa“, von *ausgedehnten* Dingen oder Sachen. Sie bevölkern den Raum, den sie Kraft ihrer Ausdehnung bean-spruchen oder verdrängen. Diese gemeinsame Fähigkeit sei ihr alleiniges und unfehlbares Merkmal. Jede Sache sagt, mach Platz für mich.

Da wird zur „Sache“ erklärt, was sich dem Raum widersetzen kann. Die Sache gebietet dem Raum sich zu fügen, dem Ding gefälligst Platz zu machen. Was einen Platz für sich beanspruchen kann, das gilt als Materie, als Ding oder Sache. Immerhin ist es ja da, wo es ist. Kein Dasein ist ohne Platz zum Dasein, ist ohne Raum.

Ein solches Dasein ist der *erfolgreiche Anspruch* auf Raum. Das Ding nimmt sich den Raum, den es braucht. Umgekehrt ist alles Ding, und nur das ist Ding, was sich in der Tat Raum nehmen kann. Die Sache erfüllt

sich ihren Anspruch selbst, sie nimmt Raum in Besitz. Die Sache zeigt ihr Vermögen, Raum zu nehmen und zu haben. Sache ist, was Raum hat.

Der Raum hingegen verblasst zum Genommenen, zum Besitz, zum Erfüller des Anspruchs, zum Diener des Dings. Der Anspruch und seine Erfüllung stehen sich gegenüber als Sache und Raum. Die Sache bedeutet Herrschaft, der Raum hingegen Dienstbarkeit.

Der Anspruch auf Dasein gebietet erfolgreich über seine Ausdehnung, über sein Territorium. Versagt der Anspruch, so entsteht kein Ding. Das Ding muss seinen Anspruch durchsetzen, diesen sich selbst erfüllen. Das Ding ist Gebieter seines Anspruchs und erfüllt ihn sich zugleich selbst.

Was als Ding da ist, seinen Platz gefunden oder erobert hat, das braucht *Ausdehnung*. Das Ding braucht genügend Raum für seinen Inhalt, für alle seine Sachen oder Kleinigkeiten. Die Ausdehnung ist die *Verdrängung* der anderen Anspruchsnehmer.

Wo schon ein Ding ist, da kann kein zweites Ding sein. Eine Sache ist nicht zugleich eine andere Sache. Was ausgedehnt ist, besitzt die Fähigkeit der Verdrängung von allem anderen. Die Sache behauptet sich selbst.

Wird der Raum erfolgreich dienstbar gemacht, so wird er nicht länger verdrängt, sondern nunmehr erfüllt von den Sachen des Dings. Der Raum wird zum Gefäß, Behältnis, zur Schatzkammer. Da, wo das Ding ist, da sind auch alle seine Kleinigkeiten mit inbegriffen, sein Hausrat und sein Unrat. Alle Schätze des Dings sind im Innenraum versammelt.

Der Anspruch auf Raum wird erfüllt durch die Fülle des Raums. Die Erfüllung des Anspruchs, das gebietende Ding, vereint sich in seinem Revier gegen jegliche Konkurrenz, die nur versucht ist, dasselbe zu tun. Der Gebieter nimmt seinen Besitz in Anspruch.

So entstehen das Ding und sein Raum, so werden sie beide geistig verfasst. Trotzdem können wir hier erkennen, worum es eigentlich geht, jenseits seiner unterschiedlichen sprachlichen Fassungen.

Der Besitz muss in der Tat *hergestellt* werden, anders entsteht keine Fülle des Raumes, anders wird kein Anspruch auf das Dasein erfüllt. Entscheidend für die Existenz ist das Tun, die Arbeit. Die Sache ist entweder tätig, oder nicht wirklich. Ausgedehnt ist allein das, was an sich arbeitet.

Zudem ist eine Sache soweit ausgedehnt wie ihre Arbeit. Die Sache ist da, wo ihre Arbeit anfängt und aufhört, sie ist inmitten ihrer Arbeit.

Das Ding arbeitet erfolgreich an sich, an der Vereinigung seines Inhalts, an seinem Bestand und an seiner Entwicklung. Sein Dasein ist allein die Frucht seiner eigenen Arbeit. Sein Platz oder Revier ist die Reichweite seiner Arbeit, sein Wirkungsfeld. Der Raum ist der *Arbeitsumfang* und die Sache ist das *Arbeitsergebnis*. Die „res extensa“, die ausgedehnte Sache, wird auf emsige Weise stets neu zur Einheit von Werk und Meisterin. Anders kommt sie nicht zustande, anders ist sie nie.

Inhalt und Form

Wir können uns auch so behelfen: ohne *Inhalt* gibt es keine Ausdehnung, also auch keine Sache, kein Ding, keine Materie.

Bezeichne ich als „Ausdehnung“ die Form, so komme ich nicht umhin, einem Ding beides, Inhalt und Form zuzugestehen. Aus der Sache „res“ mache ich schlicht ihren Inhalt, und aus der Eigenschaft „extensa“ mache ich ihre Form.

Dabei bezeichne ich als „Form“ die Grenze des Inhalts. Außerhalb der Form, außerhalb seiner Grenze ist kein Inhalt, sondern die Umgebung. Sie ist der Raum, genauer, der Außenraum oder Zwischenraum der Dinge.

Innerhalb der Grenze ist das, was in der Form „innehält“, somit der Inhalt. Das Innehalten ist aber eine Arbeit des Haltens, nämlich die Rotation. Was mit rotiert, ist Teil des Inhalts. Was kommt und geht, wird gewonnen und verloren. Die Rotation bestimmt den Innenraum oder Eigenraum.

Wo beide, Form und Inhalt, zugleich gegeben sind, da ist ein Ding anzutreffen, eine „res extensa“. Die „ausgedehnte Sache“ vereint Gewinn und Verlust, Zuwachs und Abgang zu ihrem Inhalt. Die Sache tut dies mittels ihrer Arbeit, mittels dem Austausch ihrer Teile. Dem Zuwachs entspricht das Fügen, dem Abgang das Trennen. Die Rotation fügt und trennt, sie vereint Zugang und Abgang zum Inhalt, zum ganzen Ding, zur Sache.

Ich spreche deshalb nicht gern von einem „Stück“ Materie, sondern lieber von einer „Arbeitseinheit“ der Natur. Die Einheit arbeitet als Meisterin erfolgreich an ihrem Dasein, sie macht sich selbst wirklich. Ich sehe eine „ausgedehnte Sache“ inmitten ihres Tuns, ihrer Arbeit. Sie grenzt sich von ihrer Umgebung ab, zugleich ihren Eigenraum vom allgemeinen

Raum, indem sie ihren Inhalt umfasst und erneuert. Nur die eigene Arbeit macht die Sache wirklich. Wirken kann nur die eigene Arbeit, nur sie macht etwas wirklich, bringt eine Einheit hervor.

Zur Herstellung der Wirklichkeit sind Gewinn und Verlust beharrlich auszugleichen. Das geschieht mittels *Absorption* und *Emission*. Keine Sache besteht ohne Nehmen und Geben. Das Dasein ist der Ausgleich von Geben und Nehmen, ist die Arbeit an Inhalt und Form.

Das Kant'sche Ding

Nach diesem kurzen Besuch bei DESCARTES samt Nachhilfe kehren wir zur Natur zurück, die wir vollständig, also mit aller Gewalt in Materie und Geist entzweien wollen. Was erwartet uns diesmal?

Wir können inzwischen summarisch behaupten, alle Materie weist zwar Form und Inhalt auf, nicht aber Geist. Das tun wir freilich gern, der Geist ist allein unser. Was sehen wir da?

Eigentlich nichts. Die Ausdehnung des Inhalts ergibt irgendeine Form, das mag schon sein, aber was diese Form in sich verbirgt, das bleibt völlig unzugänglich. Der Inhalt bleibt von der Form verhüllt, verborgen.

Die Form ist die Grenze des Inhalts, sie macht die Materie unfassbar dicht, schottet sie völlig ab. Drinnen ist Materie, wie wir hoffen oder behaupten, und draußen ist nichts davon, wie wir sehen und zugeben müssen. Die Grenze ist unpassierbar, wenigstens für uns. Das Elementare oder Atomare verhüllt sich, versteckt sich in der Form, taucht darin unter.

Die Form ist die undurchdringliche Rüstung der Substanz, des erfolgreich Untergetauchten. An ihr prallen wir ab, ganz gleich, wie wir an sie herangehen, wie wir über sie denken, was wir uns dazu vorstellen, ausmalen oder einbilden. Die Substanz ist mittels ihrer Form gegen jeden Angriff der kritischen Vernunft gerüstet. Die Substanz ist ein untergetauchter Widerpart des souveränen Geistes.

Wenn alle Materie aus Substanz besteht, dann ist sie höchst suspekt, renitent, subversiv, also unbedingt unter Kontrolle zu halten. Dazu müssen wir die Materie erklären, geistig fassen. Der Geist muss die Materie dringend in den Griff bekommen. Soviel lehrt uns die Form.

Es kommt aber noch schlimmer. Wenn außerhalb der Form keine Materie ist, dann verlangt jetzt jegliche Materie nach dem *leeren* Raum. Er ist zwischen allen Formen, zwischen allen Grenzen des Inhalts absolut dringend gegeben. Er ist das logisch erforderliche Behältnis aller Dinge, aller Substanzen, egal, wie subversiv sie sich verhalten. Wo sonst könnte der untergetauchte Widerpart des Geistes verweilen?

So, wie wir die Materie formuliert, gefasst, erklärt, geistig unter Kontrolle gebracht haben, kann sie ihr Dasein nur im leeren Raum fristen. Genau dazu ist der leere Raum gut. Er ist götig. Er sammelt alle Formen und verschluckt sie, sodass sie alle in ihm aufbewahrt sind und bleiben. Der Geist ist in Sicherheit, hat sich mittels des leeren Raumes selbst in Sicherheit gebracht, kann jetzt schalten und walten, wie er möchte.

Der leere Raum kann allerdings der Arbeit als Rohstoff nichts liefern außer dem Fehlen von Stoff. Wo also bleibt die viel beschworene Arbeit, wenn ihr jeglicher Gegenstand fehlt?

Am Werk war der Geist. Er mag zwar die Form als Grenze des Inhalts schmieden, aber wenn er sich von seinem gefälligen Werk zurückzieht, dann bleibt da nur ein Klumpen unbestimmten Inhalts, in der Tat nur undurchdringliche *Substanz*. KANT bezeichnet sie als das „Ding an sich“, in das wir nicht einmal geistig vordringen können.

Das darf uns allerdings nicht wundern, immerhin war es unser Geist, der sich von der Materie abgesondert, von seinem Gegenstand mit aller Gewalt des Denkens zurückgezogen hat. Freilich erscheint jetzt die Materie als das Werkstück des Geistes, denn wer sonst hätte ihre Formen oder Fassungen schmieden können? Wer soll die Materie fassen können, wenn nicht der Geist?

Unsere großzügige Teilung der Natur war anscheinend etwas zu anspruchsvoll oder großspurig. Sie wird von einem doppelten Missgeschick unterlaufen.

Erstens schiebt sich der *leere Raum* zwischen Geist und Materie. Er ist der souveräne Abstand des Geistes von all dem geistlosen Zeug, das dieser zurück gelassen, von sich gewiesen hat. Zweitens verraten uns die Formen nicht, was ihre Ausdehnung bestimmt, ihr Volumen, ihre Gestalt. Klopft sie der Inhalt von innen zurecht oder knetet sie der Geist von außen nach seinem Bilde?

Da wird der leere Raum entweder zum Bildhauer, oder aber zum Käfig verborgener Kräfte, in beiden Fällen jedoch zum Gehilfen des Geistes. Wo hat der leere Raum schmieden gelernt? Wie kann er Inhalte kneten oder gefangen halten? Der leere Raum erhebt sich zum Gehege der Materie, er behütet die geistlose Natur. Der leere Raum ist der gute Hirte für alle geistlosen Schafe. Aber wer hat die Materie geistlos gemacht?

Das waren allerdings wir. Betrachten wir unser geistreiches Verfahren.

Anschaffen und Urteilen

Der Geist schöpft die Materie aus der Natur, wenn er sich selbst von der Materie absondert. Da bin ich, sagt der erwachende Geist, und da ist der Rest der Welt, somit jene Materie, die ich zurück gelassen habe, die ich überblicken kann. Mein Geist hat sich über die Materie erhoben, ich kann sie beurteilen, sie unterliegt meinem Urteil.

So denkt der souveräne Geist, wenn er seine Urteilskraft erlangt. Das in diesem ersten Urteil entdeckte „Ich“ ist der Richter, der Urteilsgeber über alle seine späteren Entdeckungen. Das Ich muss souverän sein, damit sein Urteil Geltung erlangen kann.

Die erste Hürde ist geschafft, das Urteil ist mit dem Ich in die Welt gekommen. Zum funktionierenden Denken gehört neben dem Urteilen allerdings auch das Anschaffen. Ohne Zweck denken wir nicht.

Der Geist schafft an, was zu tun ist, und sieht nach, ob die Arbeit gelingt, das ist, ob sein Wille geschieht. Es ist freilich nicht seine eigene Arbeit, sondern jene des Leibes, und im weiteren Sinne die Arbeit der Materie. Trotzdem versteht sich der Geist als Regent der Arbeit. Soll eine Arbeit Sinn machen, sagt der Geist, so muss sie zuerst mein Werk sein, nämlich meinem Sinn folgen. Nur ich gebe der Arbeit Sinn, nur ich kann Sinn verleihen. Die Materie kann keinen Sinn machen, sie ist sinnlos. Die Materie ist das sinnlose Zeug, dem ich Sinn geben muss.

Die Materie muss meinen Sinn empfangen, meinen Geist, also muss sie empfänglich sein, fruchtbar für Geist und Sinn. Die Materie ist die Magd des heroischen Geistes. So denkt der gute Hirte der hilflosen Schafe, so muss er denken, um überhaupt ein Hirte sein zu können.

Der Geist beansprucht das *Kommando* jener Arbeit, die er zwar leugnet, der Materie abspricht, aber deren Früchte er begehrt. Ziel und Zweck

der Arbeit werden in Besitz genommen, ganz egal, wer oder was arbeitet. Der Geist versteht sich als Herrscher der Arbeit, und so auch der Materie, der Empfängerin seines gebietenden Sinns. Kommt die Arbeit der Materie zu einem sinnvollen Ergebnis, so ist dies allein dem Gebot des Geistes zu danken, sagt der Souverän des Urteilens und Anschaffens.

Das Denken unterliegt einem logischen Zirkel. Es will anschaffen und glaubt zuletzt, das auch zu können. Die Materie wird dem Willen zurecht gedacht, ihm zurecht verfasst. Ihre „Erklärung“ unterliegt jeweils unserem Anspruch auf Kontrolle. Wir denken Materie nur als gefügte Substanz, nur als willfähiges Objekt. Wir bilden uns ein, Souverän der Materie zu sein. Der anschaffende Geist ist unsere Herrschaftsphantasie, die von ihm erklärte Materie lediglich sein Werkzeug oder Spielzeug. Wir urteilen unter der Prämisse des eigenen Willens. Unser Zweck bestimmt unsere Erklärung der Materie.

Die Teilung der Natur erfolgt gedanklich so, dass ihr vom Geist jede autarke Arbeit abgesprochen wird. Die Arbeit der Natur wird als undenkbar geleugnet, als absurd abgewiesen. Die Materie hat sich zu fügen, und kann das nur, wenn der Geist regiert. Die Materie soll ausschließlich so arbeiten, als der Geist dies fordert, nicht auch anders. Der Geist will die Kontrolle über alle Arbeit übernehmen. Der Geist ist der *Anspruch* auf die Kontrolle der Arbeit der Natur. Anders funktioniert das Anschaffen nicht.

Damit geht das Denken im Kreis. Es glaubt nur an die Dinge, die es seinem Willen gemäß anschaffen kann. Der Wille bestimmt das Urteil. Der Anspruch auf das Kommando trübt die Einsicht. Sie wird von der Aufsicht verdrängt. Das Angeschaute soll der Anschauung gehorchen.

Zwecksetzung und Zweckfindung

Das Anschaffen entspricht der *Zwecksetzung*, dem geäußerten Willensakt, dem Gebot der Arbeit. Der gesetzte Zweck bestimmt die Arbeit, ihren Sinn, ihr Ziel. Dies oder jenes ist zu erreichen, zu machen.

Die Urteilsfindung entspricht der *Zweckfindung*. Das Urteil sagt aus, ob der Zweck erreicht wurde, ob die reale Arbeit gut genug war. Die reale Arbeit umfasst die eigene, leibliche Arbeit und jene der Materie. Beide müssen aufeinander abgestimmt, in Einklang gebracht werden. Sie müssen zusammen arbeiten. Das Urteil korrigiert die Arbeitsteilung.